

WALHALLA

Volz · Dombrowski



ÜBERLEBEN

IN NATUR

17., aktualisierte
Auflage

SINCE 1950

UND UMWELT

Mit einfachen Mitteln Gefahren meistern

Sichere Orientierung, Nahrung und Lagerstätten
in jedem Gelände



Neben der Schulung körperlicher Fitness und Ausdauer, welche stets physische Voraussetzung für das Durchstehen von Notlagen, außergewöhnlicher körperlicher Belastungen und womöglich länger andauernder Entbehren sind, hängt das Überleben weitgehend von der geistigen Einstellung, der psychischen Widerstandskraft und einem unbeugsamen Willen ab.

Der von einer Reihe von Faktoren beeinflusste Lebenswille (Glaube an Gott, Sehnsucht nach der Familie, den Eltern, Trotzreaktionen nach dem Motto „Und nun erst recht!“ etc.) hilft, Schock, Furcht, Angst, Depression und Verzweiflung, Kälte oder Hitze, Einsamkeit, Verletzung, Erkrankung, Durst, Hunger, Erschöpfung, Unbilden der Witterung, Mangel an gewohnten technischen Hilfsmitteln und Komfort, leichter zu überwinden. Selbstdisziplin und Geduld, Ausdauer, Selbstbeherrschung und ein unbändiger Selbsterhaltungstrieb sind weitere Faktoren, die nüchternes und rationales Denken begünstigen, das Aufkommen von Panikgefühlen verhindern und zweckmäßiges Planen und Handeln zur Überwindung der Notlage fördern.

Oft kann Gedankenlosigkeit und Unterschätzung der gefährlichen Situation zu einem tragischen Ende führen, wie dies das nachfolgende Beispiel beweist: Als im Januar 1970 fürchterliche Schneestürme in Norddeutschland zahllose Fahrzeuge auf Autobahnen blockierten und regelrecht zuwehten, fühlten sich zwei junge Männer in ihrem voll aufgetankten Auto sicher wie zu Hause. Sie ließen den Motor laufen, um nicht zu frieren – und wurden am nächsten Tag tot aufgefunden. Sie waren an den Abgasen gestorben, die wegen ihres vom Schnee verstopften Auspuffs ins Wageninnere gedrungen waren. Ein kleiner offener Spalt im Seitenfenster hätte für das Überleben bereits genügt.

Eine Notiz in der „Münsterschen Zeitung“ vom 7. April 1987 dürfte dies belegen: Ein älteres Ehepaar im US-Staat Kansas hat ohne gesundheitliche Schäden zwei Wochen in seinem Wagen in einer Schneewehe überlebt. Am 23. Dezember 2011 schaffte das in Arizona auch eine Studentin, die neun Tage mit dem Auto im Schnee feststeckte. Zum Überleben reichten ihr geschmolzener Schnee und ein paar Schokoriegel und Kekse. Aber auch richtiges Verhalten und der feste Glaube an eine Rettung hatten ihr die Kraft zum Durchhalten gegeben.

Es sind nicht immer die abenteuerlich klingenden „Überlebens-Stories“, auf die wir hie und da in der Presse stoßen und die teilweise publikumswirksam „aufgemotzt“ werden, sondern oft die zunächst unbedeutend erscheinenden Ereignisse, die sich unversehens und ohne Vorwarnung zu lebensbedrohenden Situationen auswachsen können. Technische und Naturkatastrophen können uns auch heute noch im Zeitalter hochtechnischer Entwicklungen vor Situationen stellen, die nur unter höchstem persönlichen Einsatz, größtmöglicher Improvisationskunst und mit kühlem Kopf zu bewältigen sind.

Darauf eingestellt zu sein, Überlebenstechniken theoretisch und praktisch gelernt zu haben,

ist die eine Seite der Medaille; im geeigneten Augenblick aber auch richtig zu entscheiden, eine Gefahrenlage rasch zu erkennen und unverzüglich zu handeln, ist die andere.

An den Weihnachtstagen 2004 verloren über 200 000 Menschen an den Küsten des Indischen Ozeans aufgrund eines Tsunamis ihr Leben, weil die natürlichen Anzeichen für eine, durch ein schweres Seebeben ausgelöste, riesige Flutwelle nicht beachtet wurden oder in den meisten Fällen nicht bekannt waren.

Erdbebenforscher warnen und raten daher: Bei ungewöhnlichem Verhalten von Tieren, z. B. wenn diese plötzlich und ohne erkennbaren Grund ufernahe Bereiche massenhaft verlassen, sollte deren Verhalten als Frühwarnung erkannt werden; man sollte ebenfalls strandnahe Gebiete sofort verlassen und höher gelegene Landstriche aufsuchen. Vögel, Wild, Eidechsen flüchteten vor dem Tsunami an Weihnachten 2004 landeinwärts, bevor auch nur das geringste Anzeichen einer Gefahr durch die Menschen wahrgenommen worden war. Das Verhalten der Delphine und das aufgeregte Gezwitscher der Vögel hatte den auf den Andamanen lebenden Ureinwohnerstamm der Shompen gewarnt, so dass er sich rechtzeitig retten konnte. Wenn sich das Meer plötzlich weit zurückzieht und weite Flächen des Meeresbodens freigibt, ist dies eine markante Vorwarnung, und man sollte keineswegs neugierig auf die freigegebene Fläche hinauslaufen. Das Meer nimmt gewissermaßen „Anlauf“ und kommt in rasender Geschwindigkeit mit bis zu 20 m hohen Wellen zurück, alles vernichtend, was sich in seinem Einwirkungsbereich befindet. Bei einem erkannten oder gemeldeten Erd- oder Seebeben sollten strandnahe Gebiete sofort verlassen und höher gelegene Bereiche aufgesucht werden.

Die Erfahrung zeigt: Tsunamis können jederzeit und in aller Welt an Küsten auftreten, die selbst vom Ort der Auslösung weit entfernt liegen. Sie entstehen in Folge einer plötzlichen Verdrängung großer Wassermengen aufgrund seismischer und vulkanischer Einflüsse oder riesiger Lawinen. Es kommt daher immer darauf an, rechtzeitig auf Anzeichen für einen drohenden Tsunami zu achten, entsprechenden Vorwarnungen zu folgen und gefährdete Bereiche unverzüglich zu verlassen.

Zwar wird versucht, die Menschen in gefährdeten Gebieten rechtzeitig mit Hilfe technischer Frühwarnsysteme zu informieren, die Natur bleibt jedoch unberechenbar und jedermann sollte in Gefahrenbereichen an Küsten selbst auf Anzeichen von bedrohlichen Entwicklungen achten. Nach einem Tsunami gelten in den zerstörten Gebieten viele der in diesem Buch beschriebenen „Überlebensregeln“, da Logistik, Unterkünfte, Versorgung mit Trinkwasser und Lebensmitteln sowie eine geregelte medizinische Betreuung nicht mehr existieren.

Jährlich schlittern tausende von Menschen leichtsinnig und gedankenlos in Gefahrenlagen hinein, in denen sie oft – meist unnötig – zuerst „den Kopf“ und dann ihr Leben verlieren. Dies gilt vor allem für das Verhalten in den Bergen. Weil dies im Allgemeinen der Bereich ist, in dem „Survival-Lagen“ in Mitteleuropa am ehesten vorkommen können, möchte ich auch hierzu einige Beispiele anführen. Die dabei verdeutlichten Fehler sowie Hilfen und

richtigen Verhaltensweisen sind aber auch auf andere ähnliche Notsituationen übertragbar. Gefahrenlagen in den Bergen sind nicht an den Winter gebunden und werden oft selbst von geübten und erfahrenen Bergsteigern zu spät erkannt, von Freizeitwanderern leicht unterschätzt.

Vor einiger Zeit war in einer Tageszeitung folgende Notiz zu lesen: Mehr als 17 Stunden kauerte eine 17-jährige Schülerin aus Kreuztal bei Siegen auf einem schmalen Felsvorsprung über ihrem tödlich abgestürzten Freund aus Traunstein in einem schwierigen Klettersteig der Hörndlwand bei Ruhpolding. Erst dann hörten Wanderer ihre Hilferufe und alarmierten die Bergwacht. Die Schülerin hatte ihren Urlaub bei einem Freund aus Traunstein verbracht, und beide hatten sich beim Aufstieg auf den 1 639 m hohen Berg in einer fast senkrechten Wand mit bröckeligem Gestein so verstiegen, dass sie weder vor noch zurückkonnten. Beim Versuch, aus der Wand auszusteigen, war der junge Mann dann tödlich abgestürzt. Beide waren weder berg erfahren noch zweckentsprechend gekleidet oder ausgerüstet.

Ich kenne persönlich die Touren, die auf den Gipfel der Hörndlwand führen. Es gibt dort völlig harmlose „Familiensteige“, aber auch – an der Nordwand (wo viele Marterln für tödlich verunglückte Bergsteiger die Gefahr signalisieren) – extrem schwierige Kletterteile, die nur erfahrene Alpinisten begehen können oder die der Kletterschulung unter Anleitung von Bergführern vorbehalten sein sollten.

Das Gefährliche, nicht nur an diesem Berg, ist, dass sich bergunerfahrene, meist junge Leute, denen oft auch noch die vernünftige Bekleidung und die richtige Ausrüstung fehlen und die ihre Kraft, ihr Können und ihre Ausdauer überschätzen, ohne Routenvorbereitung leicht versteigen können. Oft fehlt dann auch noch die Einsicht, ehe es wirklich gefährlich wird, umzukehren und den Weg zurückzugehen, den man bis zur Gefahrenstelle gegangen ist. Die Folgen sind dann entweder Absturz oder mühevoller Bergung durch Männer der Bergwacht, die oft genug für den Leichtsinns von Mitmenschen ihr eigenes Leben riskieren müssen.



PRAXIS-TIPP:

Eine einfache Bergwandertour ohne Vorbereitung auf einem anscheinend harmlosen Berg kann für den Ungeübten, Unerfahrenen und Leichtsinnsigen ebenso gefährlich werden wie eine extreme Hochtour für den Geübten. Jeder Bergwanderer sollte sich darüber im Klaren sein, dass das „Überleben“ bereits mit der Vorbereitung der Tour beginnt.

Kein Bergwanderer ohne Kletterausbildung und entsprechende Ausrüstung darf markierte Steige verlassen. Die Gefahr, dass Gestein losgetreten wird, dass man sich versteigt oder auf einem steilen Grashang ausrutscht oder auf einem

Schneefeld den Halt verliert, ist stets und ständig gegenwärtig.

Hat man sich aber einmal trotz aller Vorsicht verstiegen und ist vom markierten Weg abgekommen, dann sollte man den Mut haben – auch gegenüber Begleitern – umzukehren, bis man wieder auf den markierten Weg stößt.

Der Berg verzeiht weder Fehler noch Unvorsichtigkeit, geschweige denn Leichtsinn. Man bezahlt dafür womöglich mit seinem Leben.

Ein weiteres Beispiel soll deutlich machen, wie gefährlich eine fröhlich begonnene Bergfahrt werden kann, wenn man durch Leichtsinn, Unachtsamkeit, mangelhafte Planung und Ausrüstung die Herausforderung des Berges nicht beachtet.

Beispiel:

Vor einigen Jahren klingelte sonnenabends bei Heinz Volz das Telefon. Die Bergwacht aus Ruhpolding informierte ihn, dass am etwa 1 900 m hohen Sonntagshorn einer der ihm damals unterstellten Soldaten bei einer privaten Bergtour im Bereich der „Vorderen Kraxenbäche“ abgestürzt sei. Man wollte mit Hilfe seines Bataillons versuchen, ihn trotz der hereinbrechenden Nacht und bei starkem Schneetreiben zu finden und zu bergen, bevor er zugeschnitten sei. Der Unfall, kurz zuvor von einem Begleiter des Abgestürzten gemeldet, hatte sich bereits gegen 13.00 Uhr ereignet. Der Verunglückte war ein erfahrener Alpinist der Sektion Heilbronn des Deutschen Alpenvereins. Die Männer der Bergwacht schlossen die Möglichkeit nicht aus, ihn noch lebend finden zu können, da er in ein tief verschneites Kar gestürzt zu sein schien.

Bei immer stärker werdendem Schneefall begann nach fackelbeleuchtetem Aufstieg auf vereistem Steig die Suche im tiefen Schnee des Kars in etwa 1 500 m Höhe. Man fand dann den Kameraden tatsächlich auch kurz nach Mitternacht in einer Schneemulde. Er lebte noch, starb jedoch unter den Händen infolge völliger Unterkühlung.

Wie war es zu dem Unfall gekommen?

Die beiden Soldaten hatten an einem zunächst klaren, trocken-kalten Wintertag eine im Sommer relativ ungefährliche Tour über die „Hintere Kraxenbäche“ bis zum Gipfel des Sonntagshorn gemacht. Da sich das Wetter gegen Mittag zu ändern schien, planten sie wohl den Abstieg über den – wie sie meinten – kürzeren Weg über die „Vordere Kraxenbäche“. Beim Einstieg vom Gipfel auf ein dachschräges Schneefeld war es dann geschehen. Der vorausgehende bergerfahrene Soldat war plötzlich ausgerutscht (Seilsicherung fehlte natürlich), auf das vereiste Schneefeld gestürzt und – ohne die geringste Chance bremsen zu können – über eine 100 m hohe Wand auf ein darunter liegendes Schneefeld geschleudert worden. Trotz seiner dabei erlittenen Verletzungen

hatte er, so ergab die spätere Rekonstruktion des Geschehens vor Ort, versucht, talwärts zu kriechen, war dann wohl erneut ins Rutschen gekommen und nochmals über einen Steilhang in die Tiefe gestürzt. Nunmehr unfähig, sich in dem Kar selbst zu helfen, war er bei Minustemperatur in den 12 Stunden, bis er gefunden wurde, so unterkühlt, dass er nicht überlebte. Tragisch war, dass man ihn nur etwa 50 m oberhalb einer Forsthütte gefunden hatte und dass die Sturzverletzungen nicht unbedingt tödlich gewesen wären.

Auch hier seien exemplarisch die Fehler aufgezeigt, die selbst ein erfahrener Alpinist gemacht hatte:

- Im Dezember, zu einer Zeit, zu der auf den Berggipfeln ab etwa 1 000 m Schnee lag, war die Tour ohne entsprechende Ausrüstung mit Steigeisen, Seil und Winterausrüstung im Rucksack auf den etwa 1 900 m hohen Berg, der durch vielfache Wetterwechsel an vielen Stellen vereist war, unverantwortlich, leichtsinnig und gefährlich.
- Die entgegen der ursprünglichen Absicht gewählte Abstiegsroute zeigte, dass die beiden Bergwanderer sich vorher nicht über die Tücke dieses Steiges im Winter informiert hatten. Die Tour kann selbst im Sommer für Ungeübte schon gefährlich werden.
- Nach dem offenbar noch einigermaßen heil überstandenen Sturz in das obere Kar führte der Versuch, selbst einen Weg zurückzufinden, zur endgültigen Katastrophe. Ein Verbleiben an der ersten Unfallstelle – womöglich unter Nutzung der durch den Sturz verursachten tiefen Schneemulde als Kälte- und Wetterschutz – hätte die Chance, den Unfall zu überleben, sicher erhöht.

Anders gelagert, aber durchaus typisch und exemplarisch für unerwartete Ereignisse am Berg, ist auch der Fall eines französischen Ehepaares, das in der Nähe des Montblanc eine viertägige Tour geplant hatte. Bei der ordnungsgemäß angemeldeten Tourenabsicht ahnten beide nicht, dass sie erst nach drei Wochen aus der Schnee- und Eiswüste des Hochgebirges zurückkehren würden. Grund dafür: Sie hatten sich auf die Angaben eines alten „Alpenführers“ verlassen, die unvollständig, überholt und irreführend waren. Sie hatten dadurch jede Orientierung verloren. Nur ihrer erstklassigen Ausrüstung, ihrem umsichtigen Verhalten, der frühzeitigen Rationierung ihres Proviantes, ihrem unerschütterlichen Überlebenswillen und der Tatsache, dass sie sich schließlich angesichts der aussichtslos gewordenen Lage entschlossen, trotz eines einsetzenden Schneesturmes ihren Aufstiegsweg zurückzugehen und sich dabei auf Kompass, Höhenmesser, Karte und ihre lange Bergerfahrung, aber auch auf ihre gute Überlebensausbildung zu verlassen, verdanken sie, dass sie unter unsäglichen Mühen wieder heil zurückfanden.

Diese und ähnliche Beispiele zeigen immer wieder, dass meist Folgendes die Gründe für